



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

5fter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 6, 31-37. „In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten ins Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephetba, das ist: Thue dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Saad seiner Zunge ward gelöst und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr bewunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!“

Der hl. Diakon Stephanus.

Das Gebiet der „Zehn Städte“ war vorherrschend von Heiden bewohnt. Vielleicht war dieser Umstand die Ursache, daß der Herr den zu heilenden Taubstummen abseits vom Volke führte; denn in solchen Gegenden wirkte Er überhaupt nicht öffentlich und amtlich, sondern bloß gelegentlich und ohne Aufsehen zu machen, meist, wie eben hier, durch Bitten bedrängt und bewogen. — Bei der wunderbaren Heilung des Taubstummen bedient der Heiland Sich verschiedener Ceremonien. Diese bezweckten wohl zunächst, den bedauernswerten Menschen auf die Heilung vorzubereiten, der als Taubstummer weder überhaupt Kenntnis vom Heiland haben konnte, noch auch von der Absicht, in der man ihn zum Heiland herabrachte. So nahm der Herr denn Ceremonien an ihm vor, die ihm, der wahrscheinlich ein Heide war, dieses alles wohl deuten konnten. — Der zweite Grund der Ceremonien war geheimnisvoller Natur: diese Heilung ist ein Vorbild des Taufsakramentes. In Folge der Erbsünde ist der Mensch taub und stumm, abgestorben für das höhere übernatürliche Leben. Die heiligmachende Gnade, die uns in der Taufe zu teil wird, gibt uns gleichsam die Sinne für das Glaubensleben, ja, sie giebt das übernatürliche Leben selbst. — Daher finden wir auch die Ceremonien, die der Herr Anst bei der leiblichen Heilung des Taubstummen in Anwendung brachte, bei der Spendung des hl. Taufsakramentes wiederholt, weil dort geistiger Weise noch mehr geschieht, als was die wunderbare Heilung dem armen Taubstummen brachte. —

Nun nehmen wir, lieber Leser, das Studium der Apostelgeschichte wieder auf, die uns heute den ersten Martyrer der Kirche Jesu, den hl. Stephanus, vorführt: „Stephanus aber, voll Gnade und Kraft, that große Wunder und Zeichen unter dem Volke. Dagegen erhoben sich Einige von der Synagoge, welche heißt die der Libertiner, der Cyrenä-

er, der Alexandriner und derer aus Cilicia und Asia, und sie begannen einen Redestreit mit Stephanus. Sie konnten aber der Weisheit und dem Geiste, der aus ihm redete nicht widerstehen. Da siffreten sie Männer an, welche sagen sollten, sie hätten ihn Lästerworte ausstossen gehört wider Moses und wider Gott. Diese legten nun das Volk auf und die Ketzereien und die Schriftgelehrten: und sie liefen zusammen, ergriffen ihn und führten ihn vor den Hohen Rat. Und sie stellten falsche Zeugen auf, welche sagten: Dieser Mensch hört nicht auf zu reden wider den heiligen Ort (Jerusalem und den Tempel) und wider das Gesetz; denn wir haben ihn sagen hören: Jesus, der Nazarener, wird diese Städte zerstören und die Satzungen ändern, die Moses uns gegeben hat. — Und Alle, die im Hohen Rat saßen, hielten den Blick auf ihn (Stephanus), und sie sahen sein Angesicht (leuchten), wie das Angesicht eines Engels.“ (Apostelgesch. 6, 8-15.)

Wie der hl. Lukas uns wiederholt berichtet, ragte unter den erwähnten und geweihten Diakonen besonders Stephanus hervor, als ein Mann „voll Glauben und heiligen Geistes.“ Es war ihm nicht genug, die Bedürfnisse armer Brüder und Schwestern unparteilich und liebevoll zu befriedigen, sondern er unterstützte die Apostel auch mächtig in Ausbreitung des Evangeliums: ja, der Herr verlieh die ihm gnadenvolle Kraft, die vorgetragene christliche Wahrheit durch Wunderthaten zu bestätigen.

Seine Bemühungen, die Lehre des Gekreuzigten auszubreiten, scheint Stephanus vorzugsweise den „Griechen“ zugewandt zu haben. Viele von ihnen aber trogten allen Befehlungsversuchen, und in ihrem blinden Eifer eröffneten sie einen heftigen Kampf gegen den hl. Diakon. Diese griechisch redenden Juden hatten ihre eigenen Synagogen oder Schulen, (ungefähr siebenzig in der Stadt Jerusalem,) in denen sie ihre Gebete in griechischer Sprache verrichteten und ebenso die

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. August. 11. Sonntag nach Pfingsten. Christi Verkündigung. Evangelium Markus 7, 31-37. Epistel 1. Korinther 15, 1-10. St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom allerheiligsten Herzen Jesu. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt und Herz Jesu-Andacht. Morgens 7 Uhr Kommunion der Schulkinder. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr Gemeinschaftliche Kommunion der Kinder. Auch sind heute sämtliche Reklamen zur Verehrung aufgestellt. St. Martin: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr., 1/9 für die an der Neufferstr. Maria-Himmelfahrt: Monatliche Kommunion der Mädchen. St. Anna: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 7. August. Donatus. St. Andreas: Morgens 1/10 Seelenamt für die Verstorbenen der Bruderschaft.
- Dienstag, 8. August. Chrysalus.
- Mittwoch, 9. August. Romanus.
- Donnerstag, 10. August. Laurentius. Maria Empfängnis-Kirche: Nachmittags 6 Uhr Vortrag für den christl. Mütterverein.
- Freitag, 11. August. Eujanna.
- Samstag, 12. August. Maria. St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse. St. Anna: Christi: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.

Schrift auslegten. Der hl. Lukas zählt die schlimmsten Verfolger des Stephanus auf: zunächst die Synagoge der Libertiner, d. i. „Freigelassene der Römer“, wie der hl. Gregoriotomus bemerkt; es waren also Juden, deren Väter vom römischen Feldherrn Pompejus bei der ersten Eroberung Jerusalems, im Jahre 63 v. Chr., als Kriegsgefangene verkauft und später aus der Sklaverei freigelassen oder freigekauft worden waren; in Folge dessen behielten sie und ihre Nachkommen den Namen „Libertini“ (Freigelassene). Sie waren jedenfalls nicht wenig stolz auf diesen Titel, der an die Opfer erinnerte, die ihre Väter für die Stadt und den Tempel gebracht hatten; um so mehr glaubten sie sich berechtigt, die christliche Lehre als einen Abfall von der Religion Israels auf das Heftigste zu bekämpfen. Ebenso galt die Alexandrinische Judenthümlichkeit (Afrisa), die Libeans zahlreich war und sich durch Pflege von Kunst und Wissenschaft auszeichnete, als eine Säule des strenggläubigen Judentums. Zu ihnen gesellten sich die Schulen von Cilicien (unter denen sich Paulus befand) und aus der Provinz Aisien; — Männer aus diesen Synagogen, jedenfalls Rabbinen (Lehrer) und Schüler derselben, waren es, welche die von Stephanus vorgebrachte, christliche Lehre mit fanatischem Eifer bestritten. — Allein alle menschliche Weisheit mußte kläglich zu Schanden werden der Weisheit Gottes gegenüber; ihre Spitzfindigkeiten reichten nicht aus, den Stephanus zu widerlegen, der vom Heil. Geiste erfüllt war. Und da sie die Wahrheit nicht besiegen konnten, suchten sie den Herold derselben zu Grunde zu richten: den Mann, der die Wahrheit vertrat. Dazu ist ihnen kein Mittel zu schlecht; sie sehen sich nach Menschen um, die sich zu Werkzeugen ihrer Bosheit eignen, die sich nicht scheuen, fälschlich zu behaupten und zu beugen: sie hätten den hl. Diakon Lasternde Worte wider Moses und Gott selbst sprechen hören!

Indem die Widersacher des Stephanus auf diese Weise die Volksmenge, die angesehenen Ältesten und Schriftgelehrten in Aufregung setzten, dürfen sie es schon wagen, den Heiligen zu überfallen und vor den hohen Rath zu schleppen. Hier beschuldigen die falschen Zeugen ihn nicht nur der Lasterung wider Moses und Gott, sondern sie führen als etwas Besonderes eine Aeußerung des Stephanus an: „Dieser Jesus von Nazareth verbeugt diese Stätte zerstören und die Sagen des Moses ändern! Die „Gotteslästerung“ bestand hauptsächlich darin, daß Stephanus von der nahe bevorstehenden Zerstörung der Stadt und namentlich des Tempels geredet hatte: diesen aber hielten die Juden für ein unverletliches Heiligthum, und deshalb sahen sie es als eine Schmach an, die Jehova selber widerfuhr, wenn Jemand von einer Verwüstung dieses erhabenen Wohnsitzes Jehovas zu reden wagte. Mit der Zerstörung des Tempels mußten auch die religiösen Gebräuche, die Moses ihnen überliefert hatte, folgerichtig fallen, — wie es thatsächlich einige Jahrzehnte später geschah. — Der Leser wird sich erinnern, daß eine ähnliche Anklage wegen Schmäzung des Heiligthums wenige Monate zuvor gegen Jesus selber in derselben Ratsversammlung erhoben worden war. Wie aber mögen die versammelten Rathsherren und die fanatischen Ankläger des treuen Jüngers Jesu erstaunt gewesen sein, als sie sein Antlitz leuchten sahen, „wie das Angesicht eines Engels!“ Sie klammern sich in ihrer Verblendung an Moses und die durch ihn überlieferten Gebräuche; aber die Kraft des Heil. Geistes verklärt das Angesicht des Stephanus mehr, als jener Lichtglanz einst das Angesicht des Moses. Wehrlos steht das Lamm in der Mitte dieser reisenden Wölfe, — doch selbst die grimmigen Feinde ahnen, daß das Licht, welches über dem Jünger ruht, ausgehe von Jesus, der „Sonne der Gerechtigkeit!“ S.

Unterseeische Schifffahrt.

Von Rudolf Curtius.

Zur Zeit, als die Amerikaner wie die Käse vor dem Mausloch vor Santiago mit ihrer Flotte lagen, um jeden Fluchtversuch der spanischen Eskadre zu vereiteln, welche sich nach wochenlanger Fahrt über den Atlantischen Ocean in die Bucht des heiligen Jakob in vorläufiger Sicherheit gebracht hatte, würde jede der kriegführenden Parteien Jene ein nach vielen Millionen zählendes Vermögen geboten haben, der ihr ein sicher funktionierendes unterseeisches Boot zur Verfügung gestellt hätte. Die Amerikaner, um die in der Hafeneinfahrt gelegten Seeminen zu zerstören, welche jedes Schiff mit Vernichtung bedrohten, das die enge Einfahrt zur Bucht zu forciren versuchte, die Spanier aber, um den gepanzerten Gürtel zu zer Sprengen, der sich immer enger um sie schloß und unter dessen eiserner Ummarmung ihnen der Atem schier auszugehen drohte.

Diese Bedürfnisse des Seekrieges sind von jeher die mächtigsten Triebfedern zum Bau von unterseeischen Booten gewesen, denen gegenüber die mannigfachen Friedensarbeiten unter dem Wasserpiegel, die Legung von Fundamenten, Hebung gesunkener Schiffe und Schiffstheile u. s. w., nur in zweiter Linie in Betracht kommen. Die Kriegsmarinen fast sämtlicher schiffahrttreibenden Staaten beschäftigen sich mit der Lösung dieses Problems, das auf eine beinahe dreihundertjährige Geschichte zurückblickt, in der es zwar nicht an Mißerfolgen gefehlt hat, in der aber auch ein stetiger langamer Fortschritt unverkennbar ist.

Schon im Jahre 1624 besaß Cornelius Drebbel mit einem von ihm erfundenen Taucherboot die Themas zwischen Greenwich und Westminster. Die Erfindung gerieth in Vergessenheit, ebenso wie die der Dampfschiffahrt, welche gleichfalls im siebenzehnten Jahrhundert bereits einmal der befriedigenden Lösung nahe war, und es bedurfte eines Zeitraumes von anderthalb Jahrhunderten, ehe man sich bereits aufs Neue mit der Idee zu beschäftigen begann.

Während des Befreiungskrieges, welchen die erstarkenden nordamerikanischen Kolonien in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegen das Mutterland Großbritannien führten, baute David Bushnell ein Untersee-Boot, mit welchem er das Waagestück versuchte, unter den Kiel des englischen Linienschiffes „Gole“ zu tauchen, um dort eine Mine zu legen. Sein Fahrzeug vollführte, wenn man nach dem Stande der damaligen Technik mißt, in geradezu bewunderungswürdiger Weise die von ihm verlangten Bewegungen; aber die Mine hatte nicht den gewünschten Erfolg, da das Kriegsschiff, abgesehen von einigen unbedeutenden Beschädigungen, unverletzt blieb.

Es vergingen nun weitere dreißig Jahre ohne ernstliche Versuche. Aber seitdem sich im Jahre 1804 kein Geringerer als Robert Fulton an den Bau eines Unterseebootes machte, kam die Frage nicht mehr zum Stillstand, und namentlich in der Gegenwart vergeht kaum ein Jahr, ohne daß man von der Konstruktion solcher Fahrzeuge etwas Neues zu hören bekommt.

Aus der langen Reihe von Versuchen, welche theils gänzlich mißrathen, theils nur halbe Erfolge waren, verdient nur das Taucherboot erwähnt zu werden, das Bauer im Jahre 1850 in Kiel erbaute, um damit die dänische Flotte anzugreifen; dasselbe versank jedoch bei einem Versuchsmäander im dortigen Hafen und wurde erst dreißig Jahre später als verrostetes Wrack gehoben. Ferner würden noch die zahlreichen kleinen Unterseeboote zu nennen sein, welche die Sklavenstaaten während des amerikanischen Sezessionskrieges gegen die Kriegsschiffe der Nordstaaten zur Anwendung brachten. Eines derselben, der „David“, brachte es, nachdem die Versuche im Hafen schon viele Menschenleben gekostet hatten, dahin,

in einer dunkeln Nacht des Jahres 1863 den nordstaatlichen Panzer „Goulatonic“ durch eine wohlplazirte Mine zum Sinken zu bringen; indessen in dem Wassergrab, welches das Riesenfahrzeug verschlang, ging auch der angreifende Teil seiner mutigen Mannschaft unter.

Im Jahre 1885 konnten die Besucher der Kopenhagener Ausstellung ein Unterseeboot in Thätigkeit sehen, das den bekannten Erfinder der Schnellfeuerkanone Nordenfeldt zum Erbauer hatte und welches mit geradezu überraschender Leichtigkeit versank und wieder emporstieg. Trotz aller Fortschritte und Vorzüge dieses Typus, von welchem 3 Exemplare vom Erfinder für Rechnung der türkischen Regierung geliefert wurden, um jetzt wahrscheinlich in irgend einem Arsenal als altes Eisen ein beschauliches Friedensdosen zu führen, haßte demselben ein Fesler an, welchen es mit allen ähnlichen Konstruktionen der siebziger und achtziger Jahre theilte, nämlich die geringe Schnelligkeit, welche dasselbe, völlig untergetaucht, in horizontaler Richtung entwickelte. Die Ursache dieses Mangels lag daran, daß man als Triebkraft nur die Dampfmaschine kannte, welche, wenn sie die genügende Kraft entwickeln soll, um ein gänzlich unter Wasser befindliches und deswegen eine bedeutend größere Reibungsfläche als ein gewöhnliches Schiff bietendes Boot zu treiben, Feuerungsanlagen und Luftzufuhr von solcher Größe voraussetzt, wie sie mit den durch die Natur gebotenen kleinen Dimensionen derartiger Fahrzeuge unvereinbar sind.

Erst die Fortschritte der Elektrizität und zwar namentlich die Vervollkommenung der Akkumulatoren boten die Möglichkeit, dem ersehnten Ziele näher zu kommen.

Besondere Mithrigkeit entwickelten die Franzosen; der Schiffbau-Ingenieur Dupuy de Lome baute ein unterseeisches Torpedoboot, den Gynnote, welches zunächst zwar ganz unbefriedigende Resultate ergab, aber sofort besser funktionirte, nachdem der Ingenieur Gustav Zede im Jahre 1887 einen starken Elektromotor in demselben installirte. Die damit erzielten günstigen Erfolge spornten Zede an, ein Boot ganz und gar nach eigenen Plänen zu bauen. Das nach ihm benannte Fahrzeug berechnete zu weitgehenden Hoffnungen, ließ aber, als es 1896 fertiggestellt war, doch bedeutende Abänderungen notwendig erscheinen. Ehe der Erfinder dieselben ausführen konnte, starb er, und die Sache gerieth ins Stocken, da die mit der Fortsetzung beauftragten Ingenieure nicht die Selbstverleugnung besaßen, auf Zede's Ideen weiter zu bauen, sondern es verzogen die Verwirklichung der eigenen Pläne zu betreiben, unter denen bei einer von der Regierung ausgeschriebenen Preiskonkurrenz jene der Ingenieure Raubenz und Romagotti und des Schiffslieutenants Chéron den Sieg davon trugen.

Von einem vor zwei Jahren von dem Spanier Peral erbauten unterseeischen Torpedoboot, welches dem Erfinder hohe Ehren und außerordentliche Beförderung eintrug, ist sonderbarer Weise während des ganzen Krieges gegen die Union nichts bekannt geworden und auch von dem vor Jahresfrist zu Baltimore auf den Werken der Columbian Iron Works Company vom Stapel gelaufenen Plunger, welcher nach den amerikanischen Berichten ein Wunderwerk der Technik sein sollte, hat man keine Heldenthaten zu hören bekommen, jedoch man zu der Annahme gezwungen ist, daß diese Fahrzeuge doch nicht den ihnen nachgerühmten hohen Grad von Vollendung besaßen. Eine gewissenhafte Prüfung ihrer Leistungen ist umsomehr erschwert, als die interessirten Staaten aus leicht begreiflichen Gründen um diese Kriegswerkzeuge den Schleier des dichtesten Geheimnisses ziehen.

Dagegen kann man als das Vollkommenste, was auf dem Gebiete der unterseeischen Schifffahrt bisher geleistet worden ist, zwei Fahrzeuge bezeichnen, über welche genaue Mittheilungen und spezielle Pläne mit Anerkennungswerther Rückhaltslosigkeit veröffentlicht

worden sind, sodaß ein Irrthum über den Werth der Erfindungen so gut wie ausgeschlossen ist. Es sind dies die nur für Zwecke des Friedens bestimmte Taucherlokomotive der „Argonaut“ und das zu Kriegszwecken von dem Franzosen Goubert erbaute Unterseeboot, welches den Namen des Erfinders trägt.

Das erlere Fahrzeug sieht äußerlich einer Cigarre nicht ganz unähnlich und trägt oben in seiner Mitte ein mit Glasfenstern versehenes Steuerhäuschen und den Schornstein der mit Gasolin geheizten Maschine. Seine Wandungen sind so stark gebaut, daß sie mit Sicherheit dem Druck des Wassers in 100 Meter tiefe Stand halten können. Innen enthält das Boot 3 Käume, den Maschinenraum, die Taucherkabine und an der Spitze den Operations- bezw. Ausguckraum. Im vorderen befindet sich eine Dampfmaschine, welche die Triebkraft liefert, so lange das Boot auf der Oberfläche des Wassers fährt, und eine Dynamomaschine sammt Akkumulatoren, für die unterseeische Fortbewegung. Die hier erzeugte Kraft dient nicht nur zur Drehung der Propellerschraube, sondern läßt sich auch auf 2 am vorderen Theile des Schiffsbodens befindliche große Zahnräder übertragen, mittelst deren das Schiff sich auf dem Boden des Meeres fortzubewegen vermag, wie eine Straßenlokomotive auf dem trockenen Lande. Des Weiteren befinden sich im Maschinenraum große Behälter mit Luft, welche auf den siebzehnten Theil ihres ursprünglichen Volumens zusammengedrückt ist. Diese Reserveluft dient nicht nur zur Erneuerung der Athmungsluft, wenn diese durch mehrstündiges Athmen der Mannschaft verdorben ist, sondern auch dazu, das Boot nach Belieben steigen und sinken zu lassen. Zu diesem Zwecke sind nämlich im Kielraum des Schiffes besondere Behälter angebracht, die zunächst mit Luft unter gewöhnlichem Drucke angefüllt sind und am Besten sich mit der Luftblase eines Fisches vergleichen lassen, deren Funktion sie vollständig versehen. Soll das Boot hinabtauchen, so läßt man in diese Behälter Wasser eintreten, wodurch das Fahrzeug spezifisch schwerer wird und sinkt. Um dann wieder in die Höhe zu steigen, ist nichts nöthig, als einen Hahn einer Rohrleitung zu drehen, welcher der komprimierten Luft der vorerwähnten Lufttranks den Eintritt in die Wasserbehälter gestattet: in diesem dehnt sich die Luft aus, das Wasser wird verdrängt und das dergestalt leichter werdende Boot steigt wieder zur Oberfläche empor.

Besonders eigentümlich ist die Taucherkabine eingerichtet, indem dieselbe mit einem eigenen Luftmagazin in Verbindung steht und eine gegen den Meeresgrund zu sich öffnende Fallthüre besitzt, welche nur dann geöffnet werden kann, wenn der Luftdruck in der Kabine dem draußen herrschenden Wasserdruck das Gleichgewicht hält. Nur durch diese Einrichtung ist es möglich, daß der im Uebrigen natürlich im Taucherkostüm arbeitende Mann das Boot beliebig aufsuchen und wieder verlassen kann, ohne daß Wasser in dieses eindringt oder ein unüßer Verbrauch des im Boote angespeicherten Luftvorrates stattfindet.

Im Bug des Schiffes befindet sich endlich der Ausguckraum, von welchem aus der Lotse die Bewegungen des Schiffes leitet und eine außen angebrachte eiserne Hebelmaschine bedient. Hier befindet sich auch ein elektrischer Scheinwerfer von 2000 Kerzen Stärke, der den Meeresgrund bis auf eine Entfernung von 50 Meter erhellt.

Das Goubertsche Boot, welche unlängst im St. Quenskanal seine ersten erfolgreichen Probefahrten gemacht hat, besitzt im wesentlichen dieselben Tauch-, Steige- und Sicherheitsvorrichtungen, wie der Argonaut, dient aber vor allem zur Legung von Torpedos und unterseeischen Minen. Der cigarrenförmige etwa 10 Meter lange Schiffskörper trägt oben in der Mitte eine säulartige Kuppel mit Ausguckfenstern, in welcher der Führer Platz nimmt, während dahinter und tiefer unten der die Maschinen bedienende Elektriker sich

befindet. Damit der Führer auch bei längerer Fahrt unter Wasser die Ereignisse auf der Oberwelt wahrnehmen kann, führt durch die Kuppel nach oben ein Messingrohr, welches über die Wasseroberfläche durch das Rohr auf einen zweiten vor dem Führer angebrachten Spiegel wirkt.

Auf beiden Seiten befinden sich arm- und klammerartige, von innen dirigierbare Werkzeuge, mit denen es leicht ist, Minen und Petarden am Kiele eines feindlichen Schiffes zu befestigen. Ferner befinden sich links und rechts vom Schiffskörper Stahlringe zur Aufnahme von Withebtorpedos, die bekanntlich ihre eigne Triebkraft in sich haben und von dem sich einem feindlichen Panzerschiff leicht und ohne besondere Gefahr bis auf 40 bis 50 Meter zu nähern vermögenden Unterseeboot mit viel größerer Treffsicherheit abgehandelt werden können, als von einem gewöhnlichen Torpedoboote, das sich höchstens 200 bis 300 Meter an den Panzer heranwagen kann.

Ein 1000 Kilo schwerer Bleiklumpen, welcher sich am Kiel des Bootes befindet, kann durch eine einzige ein Schraubengewinde in Bewegung setzende Hebelbewegung abgelöst werden und sichert ein schnelles Aufsteigen des unter Wasser befindlichen Bootes im Augenblicke höchster Gefahr, wenn alle sonstigen Steigevorrichtungen versagen sollten.

Dieses Boot, von dem 3. J. 10 Exemplare für eine europäische Großmacht im Bau sind, ist zwar von den überragenden Leistungen eines Nautilus, den uns Jules Verne in einem seiner bekannten Phantasieromane schildert, noch weit entfernt, wie sich überhaupt mit ziellicher Sicherheit voraussetzen läßt, daß der Mensch das Ideal, sich in der Fluth mit der Behendigkeit und Sicherheit des Fisches zu bewegen, nie erreichen wird. Das Goubertsche Fahrzeug bedeutet aber auf dem Gebiete der unterseeischen Schifffahrt einen großen Fortschritt und jener Staat, welcher sich zuerst mit derartigen Booten anstrückt, zwingt alle anderen seefahrenden Mächte, dasselbe zu thun, wenn sie ihre allenthalben in Vergrößerung begriffenen Kriegsflotten nicht wehrlos dem unsichtbaren Feinde Preis geben wollen.

Auch in der deutschen Kriegsmarine wird schon seit längerer Zeit unablässig auf diesem Gebiete gearbeitet, und es ist zu hoffen, daß diese Versuche, über die natürlich nur unichere Notizen in die Oeffentlichkeit dringen, auch bei uns zu einem befriedigenden Resultate führen.

Eine Wunderkur.

Novelle nach dem Französischen von Wilhelm Thal (Berlin).

Ich hatte eben meine medizinischen Studien beendet, als mir in Folge des Hinscheidens eines geizigen alten Onkels eine kleine Erbschaft vom Himmel fiel, was mir erlaubte, mein theures Handwerk mit Kunst zu betreiben. Es lag mir nichts daran, mir eine Praxis zu schaffen, ich wollte Spezialist werden.

Die Geisteskranken übten auf mich eine ganz besondere Anziehungskraft aus; ich gefiel mir in dem Studium jener schwachen Geisteskrüder, die eine Erschütterung aus der Bahn wirft, und ich achtete den Mann der Wissenschaft, der im Stande war, einem Gehirnen, dessen Intelligenz im Wahnsinn untergegangen war, das Gleichgewicht wiederzugeben, einem Gotte gleich.

Eines Morgens befand ich mich im Luxemburg-Garten und las eine Abhandlung über Geisteskrankheiten, ich liebe die Lektüre in freier Luft und dieser Garten ist so ziemlich der einzige, wo man in Frieden und Freiheit träumen kann.

Einige Schritte von mir hatten sich zwei Damen niedergesetzt. Die eine, die etwa 50 Jahre alt zu sein schien und auf deren Gesicht man einen tiefen Kummer las, hatte eine

gleichzeitig strenge und elegante Toilette angelegt. Die andere konnte nicht mehr als 22 Jahre zählen und ihre Toilette verrieth eine gewisse Geuchtheit, der es aber doch an affektierter Koletterie fehlte.

Sie hatte ein kleines Kind auf dem Arm. Ich sah sie zwar nur von der Seite, doch was ich an ihr entdeckte, legte mir den Wunsch nahe, mehr zu sehen. Ich gab meinem Stuhl eine Viertelumdrehung und konnte endlich in aller Ruhe ein entzückendes Gesicht betrachten: sanfte und dabei doch glühende schwarze Augen, eine rosig angehauchte Haut, einen feingeschnittenen Mund, dem ebenfogut ein spöttischer Zug wie ein zärtliches Wort entschlipfen konnte. Dieser Kameentopf ruhte auf einem reizenden Körper mit entzückenden Formen. Ich sah, wie die junge Frau sich über das Kind neigte, und hörte, wie sie mehrmals wiederholte:

„Sprich doch, Gaston!“
„Wie!“ dachte ich bei mir, „ein so junges Kind sollte sprechen? Soviel ich heute beurtheilen können, ist das Baby doch höchstens 4-5 Monate alt. O, Mutter der Mutter!“

Ich verbrachte hier 2 Stunden — zwei Stunden, die mir durchaus nicht lang erschienen, obwohl ich mich weniger mit meinem medizinischen Werke, als mit meiner reizende Nachbarin beschäftigte.

Plötzlich brach einer jener unvorhergesehenen Stürme, an denen der Sommer so reich ist — eine Art Platzregen — plötzlich auf uns hernieder, ohne mich jedoch besonders zu betrüben, denn ich war mit allem andern als mit meiner Lektüre beschäftigt.

Doch die junge Mutter ließ einen Schrei aus und rief gleichsam entsetzt:

„Gaston wird naß werden!“
Ich hatte einen Regenschirm und spielte daraufhin den Ritter. Ich bot ihn Gastons Mutter an, die kein Wort sagte, weder annahm, noch ablehnte, sondern nach wie vor das Kind, von dem ich nur das sehr hübsch gelicte Ködchen bemerkte, ängstlich an die Brust drückte.

„Ich nehme für meine Tochter dankend an“, sagte die alte Dame, das Schweißen drehend, „doch wo und wann darf ich ihnen diesen Gegenstand zurückgeben?“

Morgen, gnädige Frau, hier, zu derselben Stunde, wenn es Ihnen recht ist.“
Nachdem sie mir herzlich gedankt, ging sie, ihre Tochter beschirmend, von dannen, während ich ebenfalls nach Hause eilte und während der Regen auf mich hernieder troff, bei mir dachte, daß die junge Schönheit recht unhöflich war.

Benignstens war sie sehr wortkarg. Wie! Nicht einmal eine Bewegung, nicht einmal ein Wort banaler Höflichkeit.

Am nächsten Tage war ich, von irgend einem mir selbst unbekanntem Fieber der Ungebild gequält, eine Stunde vorher zu Stelle. Endlich sehe ich einen Regenschirm auftauchen — ich meine damit die alte Dame, die ihn trug.

Sie stattete mir noch einmal ihren Dank ab. Was dagegen die junge Mutter anbetraf so hielt sie Gaston in den Armen und blieb stumm.

Ich war bereits über dieses Uebermaß der Zurückhaltung etwas ärgerlich, und da ich um jeden Preis eine Unterhaltung anknüpfen wollte, so sagte ich, mich über das Kind neigend:

„Das ist aber ein recht ruhiges Kind!“
Doch ich hätte fast einen Schrei der Bestürzung ausgestoßen. Gaston, dieser verhässelte und geliebteste Gaston mit dem ruhigen, roten Gesicht — war eine Wachsputze!

„Gaston wird sprechen!“ sagte die junge Mutter wieder mit ganz derselben monotonen Stimme wie am vorigen Tage.

Ich war betäubt.
Die alte Dame führte ihre Tochter nun zu einem Stuhle, zog mich dann einige Schritte fort und sagte zu mir, eine Thräne trockenend:

„Sie haben es wohl erraten, mein Herr — sie ist wahnsinnig — meine arme Jeanne ist wahnsinnig!“

Es lag in diesem Geständnis ein so furchtbarer Ausbruch aufrichtiger und lange Zeit bezwungenen Schmerzes, daß ich fühlte, wie sich mir das Herz wider Willen zusammenschürzte, wie ein Strom, der die Dämme durchbricht, überflutete mich unwillkürlich eine Fülle verschiedenartiger Gefühle, und die dominierende Note dieses Liebeschreies war eine Liebesnote: ich liebte Jeanne, die Wahnsinnige!

Von dem unvernünftigen Wunsche beseelt, den man manchmal empfindet, irgend Jemanden, sei es auch nur einem Gleichgültigen, seine Leiden zu erzählen, forderte die alte Dame mich auf, neben ihr Platz zu nehmen und während Jeanne von Zeit zu Zeit ihre ewige Bemerkung: „Gaston wird sprechen,“ wiederholte, erzählte sie mir ihre traurige Geschichte — einen wahren Schmerzroman!

Sie hieß Madame Darlet. Frühzeitig Witwe geworden, hatte sie Jeanne mit um so größerer Liebe erzogen, als sie ihre einzige Tochter Tochter war. Achtzehn Jahre alt hatte sie sie mit einem Manne verheiratet, der viel älter als sie war, der aber, wie man sagt, alle Garantien des Glückes bot — recht trügerische Garantien, denn er machte seine Frau sehr unglücklich, vergewaltete ihre Mützigkeit und schloß sich nach einem starken Verlust im Spiel eine Kugel vor den Kopf.

Jeanne hatte nach und nach ihre Zuneigung dem Manne entzogen, der derselben unwürdig war.

Sein Tod erschütterte sie nicht übermäßig. Ihre ganze Bitterkeit hatte sich auf ihr Kind übertragen, das damals ein reizendes, heiteres und gesundes Baby war und bereits jene kaum verständlichen Laute stammelte, in denen das Ohr einer Mutter das süße Wort „Mama“ zu vernehmen glaubt.

In einer Nacht ließ Gaston's Kehle ein heiseres Röcheln hören: das war die Diphtheritis, die schreckliche unerbittliche Diphtheritis. In wenigen Stunden wurde das Kind vom Tode hinweggerafft, und man mußte den noch warmen Leichnam Jeanne's Armen entreißen.

Die arme Mutter war in Folge des entsetzlichen Schmerzes wahnsinnig geworden. Ihr Wahnsinn — es war eine Art Verfolgungswahn — zeigte einen beunruhigenden Charakter; man fürchtete, er könne irgendwo ein tragisches Ereignis zeitigen. Doch eines Tages fand sie zufällig im Schrank eine Puppe, ein Spielzeug aus ihrer Kindheit wieder; mit seltsamer Freude bemächtigte sie sich derselben, belleidete sie mit den Gewändern des armen kleinen Toten, und seit jener Zeit war die Ruhe wieder in ihren Geist zurückgekehrt.

Indem sie geduldig den Augenblick erwartete, wo Gaston sprechen würde, hatte sie, — so schien es — das Glück einer zärtlichen und ergebenen Mutter wieder gefunden!

Seit drei Jahren schon dauerte dieser Zustand, wie mir Jeanne's Mutter mit Thränen in den Augen erzählte.

Madame Darlet hatte alle Leuchten der Wissenschaft konsumiert; doch ach! jede Hoffnung schien vergeblich!

Die Liebe ist blind; ich begann die schöne junge Frau leidenschaftlich zu lieben. Ich lebte nur noch für die Stunde, da ich ihr im Garten Luxembourg begegnete. Als der Winter gekommen war, erhielt ich von Madame Darlet die Erlaubnis, ihr einen Besuch machen zu dürfen.

Wie! ich, der die Wissenschaft des Arztes besaß, der ich mich in meinem Willen als Doktor wie in meiner Liebe als Mann stark fühlte, ich sollte nichts für dieses wunderbare Geschöpf zu thun vermögen, deren Rüsse auf einem Stück Wachs hängen blieben!

Dieser Gedanke peinigte mich und ich fühlte, wie ich selbst wahnsinnig wurde! Hätte ich nur auf mein Herz gehört, ich hätte Jeanne geheiratet!

Schon der Anblick von Kindern brachte die

junge Frau zur Verzweiflung, sie ward nur dann etwas ruhiger, wenn sie ihre Wachs-
puppe in den Armen hielt.

Nach und nach bemächtigte sich meiner eine fixe Idee — eine seltsame, aber kühne Idee, die ich mit der Zustimmung der Madame Darlet bald zur Ausführung brachte.

Es war im Frühling, die Natur belebte sich wieder aufs neue. Der Lenz sang von Hoffnung und Liebe und nie war Jeanne in ihrer Liebsohnen der Puppe gegenüber ver-
schwenderischer gewesen.

Mehrere Abende sagte ich, während ich mich von der jungen Frau und ihrer Mutter verabschiedete: „Wie blaß Gaston ausseht! — Sollte er krank sein?“

Ich versuchte auf diese Weise die mütterliche Unruhe in diesem gestörten Geiste wachzu-
rufen.

Wie sprach Jeanne mit mir, eine jede ihre Handlungen war unbedeutend mechanisch: sie hatte sich an meine täglichen Besuche gewöhnt und ich zählte nicht mehr für sie.

Eines Tages näherte ich mich plötzlich der jungen Mutter, die ihrem Kinde ein Lied vorsang, als wolle sie es einwiegen, dann neigte ich mich und sprach die ewige Phrase: „Gaston will sprechen!“

Ein schwacher Ton antwortete mir: „Mama, Mama, Mama!“ Es klang wie ein leises Klängen!

Beim Tone dieser Stimme stieß Jeanne einen Schrei aus, als wenn ein Schleier vor ihr zerrissen wäre! Nein, das war nicht die Stimme ihres Kindes! Sie erkannte endlich die Kugelförmigkeit ihrer Liebe, warf das Spielzeug, das sie so lange auf den Armen getragen hatte, zur Erde und fiel ohnmächtig zu Boden.

Erst nach einer Stunde kam sie wieder, heiße Thränen weinend, zu sich.

Endlich hob sie die Puppe auf, entkleidete sie, wickelte ihre kleinen Gewänder in ein Paket zusammen, legte das ganze in einen Schrank und sagte: „Ich erinnere mich! — Er ist tot!“

Ganz plötzlich, unter dem Eindruck einer starken Erregung war ihr Verstand zurückgekehrt; der Schmerz hatte ihn ihr geraubt, der Schmerz gab ihn ihr zurück!

Indem ich an die Stelle des jungen Baby ein mechanisches, sprechendes Baby schob, hatte ich die Mutter plötzlich an den richtigen Ton der Stimme ihres heißgeliebten Gaston's erinnert!

Mein Experiment war gelungen, die junge Frau hatte sich erinnert.

Eine sanfte Mattigkeit bemächtigte sich nach dieser heilsamen Krise ihres ganzen Wesens. In wenigen Wochen kehrte sie zur Gesundheit zurück und kurze Zeit darauf heiratete ich sie.

Gehörte sie nicht mir, hatte ich ihr nicht das Licht des Verstandes wiedergegeben?

Ein Jahr verfloß, und ein Kind war uns geboren! Wie wurde er mit Küßen überschüttet, der teure Kleine, der der jungen Frau das tote Kind ersetzte, dessen Namen er annahm!

Unglücklicherweise sprach er bis zu 18 Monaten noch nicht. Ich weiß nicht, ob ein Rückfall der Krankheit daran Schuld trug, aber Jeanne bildete sich ein, er würde stumm bleiben und ich hatte einen Augenblick Furcht, als ich sie so nervös sah und sie die alte Phrase wiederholen hörte, die mir jetzt noch das Herz zerreißt: „Gaston wird bald sprechen.“

Eines Tages blieb meine Frau düster und verjunkt vor Gaston sitzen, der noch immer kein Wort sprach. Unwillkürlich zitterte ich für mein Glück. Sollte es wirklich gerinnen? Sollte der Wahnsinn aufs neue diese Unglückliche packen, die schon einmal seine Beute geworden war?

Plötzlich richtete sich das Kind auf seinem Stuhle auf, streckte seine kleinen Arme nach Jeanne aus und rief deutlich: „M—Mama!“

Ein Blick der Freude durchdrang mein Herz; das Kind sprach und Jeanne war gerettet!

Aufgabe.

* Ein geistreicher Dieb. Der Burche eines Offiziers klopft vor der Thüre Hosen und Rock seines Herrn aus. Ein vorübergehender Langhantel betrachte mit Wohlgefallen die schönen Beinleder. Er tritt an den Burchen heran, schreibt auf einen Zettel einige Worte, steckt ihn in ein Couvert und übergibt dasselbe dem Burchen mit der Bitte, es doch sofort dem Herrn Leutnant zu bringen. Der Burche geht und läßt die Kleidungsstücke unten. Der Offizier liest die rätselhaften Worte: „Gelingt es, ist es gut; gelingt es nicht, ist es auch gut“ und schickt den Burchen hinunter, den fremden Herrn zu fragen, was er denn eigentlich wolle, er möchte doch hinauf kommen. Aber der Fremde war indessen verschwunden, und weinend kommt der Burche zurück mit den Worten: „Herr Leutnant, es ist ihm gelungen. Er ist mit Hosen und Rock davon gegangen.“

Lösung der Skatenaufgabe in Nr. 28.

Kartenverteilung:

B.: Carreau Bube; Treff König, Dame, Reun, Acht, Sieben; Pique Reun, Acht; Coeur Acht, Sieben.

M.: Treff u. Pique Bube; Pique Aß, Rehn, König, Dame, Sieben; Coeur Aß, Dame; Carreau Acht.

H.: Coeur Bube; Treff Rehn; Coeur Rehn, König, Reun; Carreau Aß, König, Dame, Reun, Sieben.

Skat: Treff Aß, Carreau Rehn.

Spiele:

1) B. Pique Reun, M. Pique Rehn, H. Treff Rehn.

(M. 13.)

2) M. Pique Bube, H. Coeur Bube, B. Carreau Bube (M. 5).

3) M. Coeur Dame, H. Coeur König, B. Coeur Acht (H. 7).

4) H. Coeur Reun, B. Coeur Sieben, M. Coeur Aß (M. 11).

5) M. Pique Sieben, H. Carreau Aß, B. Pique Acht (B. 11).

6) B. Treff König, M. Pique Aß, H. Coeur Rehn (B. 25).

7) B. Treff Sieben, M. Pique Rehn, H. Carreau Dame (B. 13).

8) B. Treff Acht, M. Pique König, H. Carreau König (B. 8).

9) B. Treff Reun, M. Carreau Acht, H. Carreau Reun (B. —).

10) B. Treff Dame, M. Treff Bube, H. Carreau Sieben (M. 5).

Die Augenzahl ist somit B. 57, M. 35, H. 7, Skat 21.

Einrätsel.

In der Gartenlaube sitzt
Sohn der Franz, und liest gar emsiglich,
Scheint verjunkt ganz.

Frude kommt, sein Schwesterlein:
Franz, was liest denn du,
Franz will nicht geistert sein,
Hält die Ohren zu.

Doch die Schwester giebt nicht Ruß, —
Die Geduld ihm reißt!
'S'ist Latein, nun rate du,
Wie der Dichter heißt.

Schreib in Zahlen: Nichts und Sechs,
Dann Hundert schlau.
Lief' es und den Dichter weist
Du dann ganz genau.

Zahlen-Rätsel.

1	7	5	9	vielverfolgtes Tier.
2	1	2		Vogel.
3	7	5	9	Teil des Gesichts.
4	7	3	6	italienischer Dichter.
5	6	2	3	Zeitabspannt.
6	7	3	8	Hafenort in Ost-Afrika.
7	8	3	9	weiblicher Vorname.
8	7	3	8	Kuß in Indien.
9	5	5	9	Preussische Industriestadt.

Die Anfangsbuchstaben zusammen gelesen, bezeichnen einen Teil des Jahres, der gern der Erholung gewidmet wird.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel I: Spiegelbild. — Charade: Fingerhut. — D o g o r y p h: Widel, Siegel.